

damaligen am Großmünster vorhandenen Bücherbestand hat der ehemalige Franziskaner Conrad Pellikan (1478–1556) mit einem vierfachen Katalog (Verfassernamen, Titelverzeichnis, Index nach Sachgebieten, Schlagwörter) erschlossen.

Der Verfasser behandelt im ersten Teil seiner Untersuchung die Persönlichkeit Pellikans, den er als Leser, Schreiber, Verfasser und Bibliothekar vorstellt. Des weiteren werden eingehend Konzeption und Gestalt des Katalogs beschrieben, den Pellikan in den Jahren 1532–1551 angelegt hat. Die Bibliothek des Großmünsters hatte bereits vor der Reformation einen beachtlichen Umfang. Nach der Zerstörung und Zerstreuung eines großen Teils der in Zürich vorhandenen Bücher im Jahre 1525 (Zwingli und seine Gesinnungsgenossen hatten es dabei besonders auf die liturgischen Bücher abgesehen, die ihnen als Zeugnisse des »papistischen Aberglaubens« galten) wurden auf Veranlassung Bullingers ab 1530 die noch verbliebenen Restbestände der Klosterbibliotheken in den Räumlichkeiten des Großmünster-Stifts versammelt. Der Verfasser hat nun den Versuch unternommen, diese Stiftsbibliothek des 16. Jahrhunderts zu rekonstruieren (S. 111–214). Dabei hat er alle erreichbaren Informationen über Herkunft, Alter, Verfasser, Sachgebiete, Sprachen der erhaltenen Handschriften und Drucke sorgfältig gesammelt. Es gelingt sogar eine Rekonstruktion der äußeren Gestalt der Bibliothek – der Räume, Pulte, Gestelle –, welche durch Zeichnungen illustriert wird. Haupt- und Schlußteil des Werkes ist schließlich die Edition des Inventars von Pellikan, verbunden mit einer Beschreibung aller einzelnen Bände, der sich weitere Register (Verfasser und Titel, Besitzer und Benutzer, Konkordanzen der Signaturen und der Inkunabeln, Druckorte, Liste der verschollenen Bücher) anschließen, durch welche die Bibliothek nach allen denkbaren Gesichtspunkten erschlossen wird.

Der Verfasser hat damit, in bewundernswerter Geduld, Akribie und Sachkunde, ein Standardwerk der Buch- und Bibliotheksgeschichte geschaffen, das für die gesamte kultur- und religionsgeschichtliche Forschung über das 16. Jahrhundert von großem Nutzen sein wird.

*Helmut Feld*

HANS-JOACHIM DIEKMANNSENKE: Die Schlagwörter der Radikalen der Reformationszeit (1520–1536) (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Bd. 1445). Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 1994. IX, 430 S. Kart. DM 108,-.

In seiner an der Universität Bonn entstandenen germanistischen Dissertation unternimmt der Verfasser den Versuch, über Schlagwörter die Programmatik des sog. linken Flügels der Reformation zu rekonstruieren. Als konstitutiv für »Radikalität« betrachtet der Autor die »Negation der bislang herrschenden Ordnung« in Verbindung mit einem utopischen Bewußtsein. Utopie wird dabei im Sinne Ernst Blochs und Walter Benjamins verstanden als »Vision einer modernen, gerechten und das Individuum in all seinen Fähigkeiten freisetzenden Gesellschaftsordnung« (S. 386). Die Verwirklichung dieses »Reiches der Freiheit« wird, entsprechend den Theoremen dieser undogmatischen Exponenten des historisch-dialektischen Materialismus, von der Realutopie des »rechten Kommunismus« erwartet. Die Radikalen des Reformationszeitalters – Thomas Müntzer, Andreas Bodenstein von Karlstadt, Hans Hut, Hans Denck, Baltasar Hubmaier, Johannes Hergot, Bernhard Rothmann, Michael Gaismair, Ursula Jost und andere – werden, der marxistischen Geschichtsteologie entsprechend, als Protagonisten des die Feudalgesellschaft ablösenden Bürgertums betrachtet. Ihre untergründige Wirkmächtigkeit soll – dem Autor zufolge – über die deutschen Jakobiner bis in die Anfänge der modernen Gesellschaft reichen.

Nach Ansicht des Rezensenten überschreitet der Autor, der die nichtmarxistischen historischen Forschungen zu Reformation, Revolution und Utopie nur in stark eingeschränktem Maße rezipiert, mit dieser Sicht der Dinge den Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungshorizont der Zeitgenossen in wenig fruchtbarer Weise. Daß »programmatische Forderungen wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Toleranz, Emanzipation, Sozialismus ... nur vereinzelt und keineswegs programmatisch gefüllt im Sinne der bürgerlichen oder sozialistischen Revolutionsziele« (S. 385) auftreten, vermag nur den zu überraschen, der solche Forderungen aufgrund seiner axiomatisch eingenommenen geschichtsteologischen Perspektive aus dem 18./19. Jahrhundert in die Vergangenheit zurückverlegt und die damals Handelnden daran mißt, inwieweit ihr subjektives Agieren den postulierten »objektiven« Aufgaben der Zeit entspricht. Selbst wenn die programmatischen Forderungen der Radikalen »nur« als »Resultat eines fortgeschrittenen Prozesses der Verbürgerlichung« (S. 385) interpretiert werden, dient dies nicht unbedingt der wissenschaftlichen Erkenntnis, solange der Begriff »Bürgertum« nicht inhaltlich präzisiert wird. Anstatt sich auf die Aneignung der eigenen Vergangenheit im Horizont einer erhofften Zukunft zu kaprizieren, wie dies



der Verfasser faktisch tut, wäre es nach Ansicht des Rezensenten zweckmäßiger gewesen, sich – zumal angesichts der fernen Vergangenheit der frühen Neuzeit – zumindest *auch* um das Erkennen des Fremden, des gänzlich anderen zu bemühen.

Trotz des Denkhorizontes, in den der Autor seine Forschungen einordnet, sind dem Autor wichtige Erkenntnisse zu verdanken, die die Lektüre lohnenswert machen. Von zentraler Bedeutung ist der Nachweis, daß die Radikalen ausweislich der von ihnen bevorzugten Schlagwörter zwar in der Negation der bestehenden Ordnung übereinstimmen, nicht aber in ihren Zukunftsentwürfen. Daß ihnen nur wenige auslegungsbedürftige affirmative Schlagworte (von geringer inhaltlicher Prägnanz) – gemeiner Mann, brüderliche Liebe und gemeiner Nutzen – gemeinsam sind, belegt, daß sie zwar durch religiöse Impulse und die daraus abgeleiteten sozialpolitischen Forderungen sowie die reaktive Widerständigkeit der Feudalgesellschaft über die bestehende Ordnung hinausgetrieben wurden. Aufgrund ihres mentalen Horizontes waren sie aber nicht befähigt, ihr Ideal eines zu restituierenden, religiös fundierten Urzustandes gottgefälliger Gerechtigkeit konkret aufzufüllen. Gegen den mainstream marxistischer Geschichtsforschung nachdrücklich auf die genuin religiöse Motivation der Radikalen aufmerksam gemacht zu haben, ist dem Verfasser als Verdienst anzurechnen, der sich in seinen Interpretationen als flexibler erweist als aufgrund seiner – dankenswerter Weise offen dargelegten – Prämissen zu erwarten gewesen wäre.

Norbert Haag

IGNATIUS VON LOYOLA: Briefe und Unterweisungen, übersetzt und hg. v. PETER KNAUER (Ignatius von Loyola. Deutsche Werkausgabe, Bd. 1). Würzburg: Echter 1993. XXXII, 995 S. Geb. DM 72,-.

Schögeistige Literatur wird schon seit langem in fremde Sprachen übersetzt. Verstärkt hält dieses Vorgehen auch in der wissenschaftlichen Literatur Einzug. Eine Übersetzung der Werke des heiligen Ignatius von Loyola, des Gründers der Gesellschaft Jesu, wird im Echter Verlag erscheinen. Der erste Band kann hier angezeigt werden. Ignatius' überwiegend in spanisch, italienisch oder lateinisch abgefaßtes Werk steht seit einigen Jahrzehnten in der sorgfältigen Edition der »Monumenta Ignatiana« als ein Teil der »Monumenta Historica Societatis Iesu« der Wissenschaft zur Verfügung. Doch ihre Benutzung im deutschen Sprachraum wird erst jetzt durch die sorgfältige Übersetzung des Frankfurter Fundamentaltheologen Peter Knauer in einer Werkausgabe größere Beachtung erfahren dürfen. In französischer, spanischer und italienischer Sprache liegen bereits seit einigen Jahren Auswahlübersetzungen der Briefe und Instruktionen (Unterweisungen) vor. An diesen hat sich der Bearbeiter schließlich auch hinsichtlich der Auswahl der Texte orientiert, denn alle ca. 6815 Briefe des Ignatius in Übersetzung vorzulegen, wäre wenig sinnvoll gewesen. Statt dessen hat Knauer ca. 8 % des größten frühneuzeitlichen Briefcorpus' (neu)übersetzt und kommentiert (erfreulich ist die Hinzunahme des Berichts über den Tod von Ignatius S. 938–943). Die Schreiben sollen ausweislich des Vorwortes einen repräsentativen Einblick in den Briefbestand ermöglichen, wobei besonders auch deutsche Belange berücksichtigt worden seien. Die Nummern der edierten Briefe korrespondieren erfreulicherweise mit den Nummern der Edition der »Monumenta Ignatiana«. Der Rückgriff auf den Wortlaut in der Edition wird zusätzlich erleichtert durch die Angabe der Band- und Seitenzahl der »Monumenta Ignatiana«. Jedem Brief ist eine durch Kursivschrift abgesetzte einführende Bemerkung vorangestellt, die den Leser mit dem Sachverhalt vertraut macht und für den Zugang zu den Briefen vielfach notwendig ist. Die Werkausgabe ist durch je ein Bibelstellen-, Personen-, Orts- und umfassendes Sachregister sowie ein Register von Zitaten einzelner Kirchenväter erschlossen. Gerade das Sachregister erleichtert den Gebrauch der Briefe des Ignatius in Homilie und Katechese. Bedauerlicherweise wird trotz der sorgfältigen Aufbereitung der übersetzten Texte vermutlich auch dieses Werk überwiegend unter Fachkollegen und Wissenschaftlern Beachtung finden. Dem Wissenschaftler jedoch werden schließlich einige kleinere Mängel auffallen, die den Wert der Werkausgabe jedoch keineswegs schmälern. Z. B. erscheint der Kommentar dem Rezensenten an einigen Stellen vereinfachend (z. B. zum Kirchenrecht S. 3, Anm. 7) oder zu knapp. – Zu den Dekreten »pseudo-isidorianae« gibt es nicht zuletzt im Zusammenhang mit den Forschungen über Fälschungen im Mittelalter neuere Literatur als die von 1863 (S. 712, Anm. 216). – Uneinheitlich ist im Kommentar und in den Anmerkungen mal von »Inigo« (S. 61), meist aber von »Ignatius« die Rede. – Gewöhnungsbedürftig für eine deutsche Werkausgabe der Briefe des Ignatius ist die Schreibweise einiger Eigennamen. Den spanischen König Philipp II. muß man etwa im Register unter Felipe II. suchen, Johannes unter João. – Im Register finden sich einige vermeidbare Uneinheitlichkeiten: Aloisio und Luigi Lippomanni (S. 955)